



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein Brief Kaiser Wilhelms I. an Bismarck.*) Coblenz den 26. July 1872. Sie werden am 28. d. M. ein schönes Familien Fest begehen, daß Ihnen der Allmächtige in Seiner Gnade bescheert. Daher darf und kann ich mit meiner Theilnahme an diesem Feste nicht zurückbleiben u. so wollen Sie u. die Fürstin Ihre Gemahlin hier meinen innigsten und wärmsten Glückwunsch zu diesem erhebenden Feste entgegennehmen! Daß Ihnen Beiden, unter so vielen Glücksgütern die Ihnen die Vorsehung für Sie erkoren hat, doch immer das häusliche Glück obenanstand, daß ist es wofür Ihre Dankgebethe zum Himmel steigen! Unsere und meine Dankgebethe gehen aber weiter, indem sie den Dank in sich schließen, daß Gott Sie mir in entscheidender Stunde zur Seite stellte, und damit eine Laufbahn meiner Regierung eröffnete, die weit über Denken und Verstehen gehet. Aber auch hierfür werden Sie Ihre Dankgefühle nach Oben senden, daß Gott Sie begnadigte so Hohes zu leisten! Und in u. nach allen Ihren Mühen fanden Sie stets in der Häuslichkeit Erholung u. Frieden, — das erhält Sie Ihrem schweren Verufe! Für diesen sich zu erhalten und zu kräftigen, ist mein stetes Anliegen an Sie, und freue ich mich aus Ihrem Briefe durch Ob. Gf. Lehndorff und von diesem selbst zu hören, daß Sie jetzt mehr an sich als an die Papiere denken werden.

Zur Erinnerung an Ihre silberne Hochzeit wird Ihnen eine Vase übergeben werden, die eine dankbare Borussia darstellt und die, so zerbrechlich ihr Matériel auch sein mag, doch selbst in jeder Scherbe dereinst aussprechen soll, was Preußen Ihnen durch die Erhebung auf die Höhe, auf welcher es jetzt steht, verdankt.

Ihr

treuergebener
dankbarer König
Wilhelm.

Die Reichspolitik und das Ausland. Die neuesten officiösen und officiellen Kundgebungen aus Berlin über die Haltung derjenigen Presse, die nicht in allem mit der jetzigen Reichspolitik einverstanden ist, machen einen eigentümlichen Eindruck. Man bestreitet der Presse das Recht, ein eignes Urtheil zu haben, und erklärt, sich aus solchem Widerspruche nichts zu machen, während doch der Ton nicht geringe Empfindlichkeit verrät. Ein — wir wissen im Augenblicke nicht mehr welches — Blatt soll sogar solchen Stimmen die Wirkung, wenn auch nicht die Absicht, beigemessen haben, im Auslande das Vertrauen zu dem jetzigen Kanzler zu erschüttern. Dagegen werden unbefangene Beobachter der Stimmungen außerhalb Deutschlands eins einwenden dürfen. Daß im großen und ganzen das Ausland heute über das deutsche Reich anders denkt als vor Jahresfrist, ist eine unbestreitbare Thatsache, aber dazu hat die Oppositionspresse nichts beigetragen.

Die Entlassung des Fürsten Bismarck wirkte überall geradezu verblüffend. Gewiß genießen wenige Menschen die Ehre, so viel gefaßt zu werden, wie er. Und das wird man nicht ausschließlich seiner Person, seinen Thaten und Worten zuschreiben dürfen. Wäre er der leitende Minister irgend eines andern Staates gewesen und hätte diesen zu ungeahnter Macht gebracht, so würden sich auch die

*) Er bezieht sich auf die silberne Hochzeit des Fürsten, die er am 28. Juli 1872 zu Warzin feierte, und wurde dabei den Gästen vorgelesen, auch von mehreren abgeschrieben und als Andenken aufbewahrt.

nationalen und politischen Gegner leichter zur Würdigung seiner Größe verstanden haben. Aber daß gerade Deutschland nicht mehr der aus Gefälligkeit geduldete im Räte der Weltmächte, daß den Nachbarn die Aussicht benommen sein sollte, ihre Kriege auf deutschem Boden zu führen und sich durch ein Stück seines Besitzes für die Kosten bezahlt zu machen, ja daß dieses Reich thatsächlich als das erste dastehen sollte — wie konnten ihm das die Fremden verzeihen, da dies, wie es scheint, sogar viele Deutsche noch nicht thun! Doch aller Grimm löschte die Thatsache nicht aus. Man wußte, daß ohne den Willen des deutschen Reiches sich keine noch so geringe Änderung der Karte Europas vornehmen lasse, daß in allen internationalen Beziehungen der Rat Bismarcks gehört werden müsse. Das konnten wir im Auslande lebenden aufs deutlichste spüren, und oft wurden wir an das oft erzählte Erlebnis Joachim Nettelbecks (hoffentlich darf man diesen „Kolonialschwärmer“ noch nennen?) in Portugal erinnert, als er zur Zeit Friedrichs des Großen als Preuße erkannt und begrüßt wurde.

Diese Stimmung erfuhr wohl einen Wechsel nach dem Tode Kaiser Wilhelms I.; indessen schwanden alle thörichten Hoffnungen und Befürchtungen rasch wieder, da Bismarck am Ruder blieb. Auch wahrte es geraume Zeit, bis sich die Welt an den Gedanken gewöhnte, diesen Faktor nicht mehr in Rechnung ziehen zu müssen oder zu dürfen. Dann aber stand man vor einem Rätsel. Und wie konnte es anders sein? Wohl vernahmen wir, daß der Kurs der alte bleiben solle, allein übertragen werden konnte das Vertrauen (in gewissem Sinne gilt dieser Ausdruck auch für unsre Feinde) unmöglich. Erinnern wir uns doch, wie viele Jahre und welche Thaten nötig waren, bis sich die Ansichten über den Junker Bismarck änderten, den Phantasten, den Louis Napoleon nicht ernst nehmen zu brauchen meinte! Nun sind die Machtmittel Deutschlands dieselben geblieben, aber das staatsmännische Genie und die reiche Erfahrung, die über sie geboten, sind zur Ruhe verurteilt. Das eine ist eine so seltene Gabe, daß es vermessen wäre, zu erwarten, sie könne zum zweitenmal in einem Jahrhundert einem Deutschen zu teil werden; die Erfahrung kann nur in vieljähriger praktischer Thätigkeit erworben werden; beide zu ersetzen, genügen der redlichste Wille, der glühendste Patriotismus, die unermüdlteste Thätigkeit nicht.

Solche Erwägungen mußten sich notwendigerweise bei Freund und Feind einstellen und zu Schlußfolgerungen führen, deren Grund oder Ungrund sich erst im Laufe der Zeit erkennen lassen wird. Hier kommt es überhaupt nicht darauf an, ihre Richtigkeit zu prüfen. Vor allem ist eine Schwenkung in der öffentlichen Meinung des Auslandes zu bemerken. An der Friedensliebe des deutschen Volkes und seiner Regierung zweifelte längst kein Vernünftiger mehr. Während sie aber früher als das Ergebnis politischer Besonnenheit und des Machtgefühls angesehen wurde, hat sich nun die Legende von dem Friedensbedürfnis Deutschlands gebildet. Unsre Freunde fragen, ob das Reich noch der zuverlässige Bundesgenosse sei, und ziehen um der Selbsterhaltung willen neue Kombinationen in Betracht, die Feinde rechnen bereits mit Sicherheit auf die Sprengung des verhassten Dreibundes, die ihnen durch den Sturz Crispien und die Reise eines Erzherzogs nach Rußland greifbar nahegerückt zu sein scheint. Die Art der Erwerbung Helgolands hat überall Kopfschütteln hervorgeufen. Den blinden Haß der Panlawisten und der Franzosen wird kein Entgegenkommen überwinden. Es fehlt in Rußland so wenig wie in Frankreich an vernünftigen Leuten, die einsehen, daß endlich das Ge-
lüste, die Staaten an der untern Donau von Moskau aus zu regieren, aufgegeben und der Verlust Elsaß-Lothringens als Thatsache hingenommen werden

müsse. Doch wer von ihnen hat den Mut, das öffentlich auszusprechen? Die Paßvorschriften für die Reichslande waren sehr lästig, aber daß sie notwendig waren, wird kein Kenner der dortigen Zustände in Abrede stellen. Auch die Nachgiebigkeit gegen Rom faßt man gerade in den katholischen Ländern nicht als ein Zeichen der Stärke auf, weil man aus Erfahrung weiß, daß der Ultramontanismus nur zufrieden ist, wenn er herrscht, daß er sich dagegen sehr gut in das Unvermeidliche zu schicken versteht, wenn er bei jedem Uebergrieff auf die unbegrenzte Energie der Staatsgewalt stößt. Ungarn liefert das jüngste Beispiel dafür. Die Ausprüche, daß mit den Sozialdemokraten leicht fertig zu werden sei, werden vermutlich sagenhafter Natur sein, doch sind sie vielfach verbreitet worden und haben nicht dazu gedient, das Vertrauen zu stärken. Sogar die parlamentarische „Rettung“ des einen Schritt zurücktretenden Herrn v. Mantouffell hat mehr Beachtung gefunden, als sie verdiente. Und dürfen wir schließlich ein Wort von den Deutschen im Auslande sagen, so müssen wir gestehen, daß ein Gefühl des Bangens um das Vaterland ziemlich allgemein ist. Die Gründe dafür liegen teils in dem hier Angeführten, teils in Vorgängen, für die der Fremde weniger Interesse hat. Daß in den Verhandlungen über die Gymnasialreform die Herren Hinzpeter (dessen Name uns zuerst durch seine hochfahrende Antwort an einen rheinischen oder westfälischen Fabrikanten geläufig, aber nicht sympathisch geworden ist) und Güßfeldt (aus der „Deutschen Rundschau“) eine so große Rolle spielen konnten, machte an dem Ziel dieser Reformbewegung irre, und wenn wir nun gar lesen, daß Herren von dem Schläge Eugen Richters die Reden des Kanzlers mit wohlwollendem Kopfnicken begleiten, so können wir nur hoffen, daß die Reichspolitik niemals solchen Beifall wirklich verdienen möge.

Zur Berliner Kunstausstellung. Stimmt an die Harfen, ergreift die Leier! Dem uns ist Heil geworden, großes, ungehofftes, unverdientes: Pariser Maler haben gerührt, die Beschickung der Berliner Kunstausstellung zu verheißern. Wir sollen nicht mehr die Ausgestoßenen und Verfemten sein! Sie wollen, gerührt von unserm inständigen Bitten, verzeihen, daß Deutschland es vor zwanzig Jahren nicht nur wagte, sich gegen die große Nation zu verteidigen, sondern sogar so unverschämt war, in Versailles den Frieden zu diktieren, anstatt sich ihn in Berlin diktieren zu lassen. Sie wollen verzeihen, daß es den Franzosen zu der ersehnten Republik verholfen, und zwei deutsche Länder — doch nein, das kann niemals verziehen werden. Der Boden Frankreichs ist bekanntlich gleich dem Boden Rußlands heilig, und wer diesen Reichen ein Stück von ihrem Raube wieder abnehmen will, ist ein Verbrecher, der auf keine Gnade Anspruch hat. Aber sie erinnern sich, daß an allem Unheil einzig und allein Bismarck die Schuld trägt, an der Vergewaltigung Frankreichs und an der Nichtbeschickung der letzten Weltausstellung: Monsieur Detaille hat es gesagt. O dieser Bismarck! Konnte er uns nicht lassen, wie wir waren, still und harmlos, ein Volk von frommen Hirten, Musikanten und unsfrommen Denkern, deren Werke von den fremden Nationen ungeschrien bewundert wurden? In den Sattel hat er uns gesetzt, und wir sind doch nicht zum Reiten geschaffen. Doch schon verheißt eine neue Morgenröte den Wiederanbruch der guten alten Zeit, schon sprechen uns die Times ihre Zufriedenheit aus, unsre Sache ist es, durch ferneres Artigsein uns des Wohlwollens würdig zu zeigen.

Wie können wir nun den Pariser Malern unsre Dankbarkeit genügend beweisen? Das wenigste wäre, daß die Bilderkisten an der Grenze von den Orts-

behörden und der Schuljugend, in Berlin von hohen Würdenträgern und weißgekleideten Jungfrauen feierlich empfangen und bekränzt würden. Wird es aber hinreichen, den Gemälden in der Ausstellung Ehrenplätze anzuweisen? Wäre es nicht notwendig, für sie einen eignen Palast zu erbauen, damit sie nicht mit deutschen und andern Erzeugnissen unter demselben Dache wohnten? Deutsche Chauvinisten könnten das übertrieben finden, sie sollten aber bedenken, daß es zweierlei ist, ob nach dem Kriege gegen Rußland und nach der Einmischung Frankreichs in die italienische Angelegenheit und nach 1866 die unterlegenen Länder keine Ranküne verrieten, oder ob französische Maler sich herbeilassen wollen, wie sie selbst sagen, deutschen Ruhm und deutsches Geld in Empfang zu nehmen. In dessen wollen wir uns darüber den Kopf nicht zerbrechen, die Sache ist so würdig eingeleitet, daß auch in der Folge wohl nichts versäumt werden wird, um zu bekunden, wie hoch wir uns geehrt und beglückt fühlen.

Nun wird ja überhaupt alles wieder besser werden. Die Boulevardpoeten dürften keinen Anstand mehr nehmen, uns alle ihre unsterblichen Werke zu senden, nach denen das deutsche Theater lechzt. Wir haben wohl die großen Propheten Wildenbruch, Haupt- und Sudermann und die kleinen Propheten Larronge, Blumenthal, Lindauer und Lubliner, aber wer begnügt sich mit Imitation, wenn er echtes haben kann! Wir wagen sogar eine kühne Hoffnung zu hegen. Oder sollen wir ewig vor jedem Bürger der Vereinigten Staaten beschämt die Augen niederschlagen müssen, weil er die göttliche Sarah sehen kann, und wir nicht? Schicken wir eine Deputation an sie, vielleicht läßt sie sich doch erweichen. Sie hat, wenn wir uns recht erinnern, als Honorar für ein Gastspiel in Berlin Elsaß und Lothringen verlangt. Das ist allerdings viel, aber wenn es nicht anders geht — Länder giebt es noch viele, aber nur eine Sarah!

Erwiderung. *) Der Aufsatz „Spezimina und Versetzung“ in Nr. 6 der Grenzboten macht eine Entgegnung nötig, denn er enthält eine Reihe von Irrtümern und unbegründeten Angriffen auf die Lehrer unsrer höhern Schulen. Zunächst ist es falsch, wenn der Verfasser meint, daß die „Gymnasialphilologen“ die Befähigung ihrer Schüler hauptsächlich, wo nicht gar ausschließlich nach dem Ausfall der schriftlichen Leistungen, namentlich nach den Spezimina und Extemporalien beurteilten, und daß die Fehlerzahl „bei einer gar nicht unbedeutenden Zahl von Gymnasialphilologen den Ausschlag bei der Versetzung“ gebe. Woher weiß das der Verfasser? Er könnte es, da er doch nicht selbst Lehrer ist, nur durch eine Verletzung des Amtsgeheimnisses in einem bestimmten Falle erfahren haben. Er hat es aber ganz sicher überhaupt nicht erfahren; denn es ist gar nicht so. Ich habe an verschiedenen Anstalten, in verschiedenen deutschen Staaten Unterricht erteilt, aber niemals ist es vorgekommen, daß bei der Frage der Versetzung eines Schülers der Ausfall der Extemporalien zur alleinigen oder auch nur zur hauptsächlichsten Richtschnur genommen worden wäre. Im Gegenteil; es wird immer und überall schon seit ziemlich langer Zeit betont, daß dies ein unrichtiges Verfahren sei, daß auch die mündlichen Leistungen des Schülers und das Verständnis der Schriftsteller von großer Wichtigkeit seien. Ein gewisser Wert wird natürlich auch auf die Extemporalien gelegt, und mit vollem Recht. Denn hier hat der Lehrer Arbeiten vor sich, von denen er genau weiß, daß sie der Schüler (abgesehen von dem wenigen, was er seinem Nachbar abgesehen hat) allein gemacht hat. Bei den häus-

*) Wir haben dieser Erwiderung die Aufnahme nicht versagen wollen, behielten uns aber vor, im nächsten Hefte noch einem unparteiischen Dritten in der Sache das Wort zu geben.

lichen Arbeiten ist das unmöglich. Da hilft trotz aller berechtigten Wünsche des Lehrers doch der Vater oder der ältere Bruder oder ein Freund oder — und das fällt beim Lesen der Schriftsteller gar schwer ins Gewicht — die gedruckte Übersetzung. Immer und immer wieder wird der Versuch gemacht, den Lehrer zu hintergehen; und wenn der Verfasser jenes Aufsatzes etwa meint, es müsse doch ein Leichtes sein, sich darüber klar zu werden, was der einzelne selbständig leisten könne, so wünschte ich ihm nur, daß er einmal eine Zeit lang eine Klasse von fünfzig Schülern — solche giebt es leider noch ziemlich oft — zu unterrichten hätte, er würde bald genug merken, wie schwer es da selbst bei der eifrigsten Pflächterfüllung ist, sich ein vollkommen klares und richtiges Urteil zu bilden.

Ganz falsch ist ferner die Ansicht, daß die Schüler, die schlechte Extemporalien schreiben, den „Helden im lateinischen und griechischen Spezimen“ fast immer im deutschen Aufsatz, in der wirklichen Kenntnis des Lebens der Alten und in klarer mündlicher Darstellung überlegen seien, und daß besonders phlegmatische Kinder und solche, die aus einfachen Lebenskreisen stammen, solche Musterschüler seien, die die besten Extemporalien schrieben. Jeder Lehrer wird bestätigen, daß diese Meinung grundfalsch ist. In der Regel — Ausnahmen giebt es natürlich auch hier — schreiben die gewecktesten und begabtesten Schüler, weil sie viel wissen und schnell und scharf denken, natürlich auch die besten Extemporalien, wie sie auch den besten Aufsatz liefern und das reifste Verständnis für die Schriftsteller zeigen. Phlegmatische und unbegabte Schüler aber können wohl gute häusliche Arbeiten, aber fast nie gute Extemporalien fertigen. Das sind so unbestreitbare Thatsachen, daß es mir unbegreiflich erscheint, wie der Verfasser jenes Aufsatzes das Gegenteil hat behaupten können. Worauf stützt er sich eigentlich?

Nun giebt es freilich auch genug gar nicht unbegabte Schüler, denen es doch schwer wird, ein gutes Extemporale zu schreiben. Der Grund ist dann fast immer eine gewisse Zerstreuung und Flüchtigkeit, ein Mangel an der Fähigkeit, die Gedanken zusammenzunehmen. Ist dieser Mangel besonders stark, vermögen die sonstigen Leistungen ihn nicht aufzuwiegen, was freilich meist nur dann vorkommen wird, wenn sie ebenfalls ziemlich schwach sind, und bleibt dann der betreffende Schüler wirklich einmal „sitzen,“ so ist das nur gut für ihn, er nimmt sich eine Lehre daraus und lernt wahrscheinlich bald seine Gedanken besser zusammennehmen. Ist dies nicht der Fall, nun, so hat die Schule wenigstens den Versuch gemacht, ihn dazu zu bringen, sie hat ihre Pflicht gethan. Wenn dem gegenüber der Verfasser sagt, daß es empörend sei, daß „das Wohl und Wehe unsrer Kinder von dem Vermeiden gewisser grammatischer Fehler abhängig gemacht werden“ dürfe, so ist das eine geradezu ungeheuerliche, auf vollständiger Unkenntnis der thatsächlichen Verhältnisse beruhende Übertreibung, und die Worte enthalten einen durchaus ungerechten Vorwurf gegen den höhern Lehrerstand. Ähnlich ist es mit dem Ausspruch, es sei sehr bequem, die Zensur einfach aus der Anzahl der „ganzen und halben Fehler“ zu gewinnen. Wüßte der Verfasser doch, welche Anstrengung und oft welche Qual es verursacht, die Zensuren, die keineswegs so gewonnen werden, wie er sich vorstellt, am Ende des Halbjahrs zusammenzustellen; wüßte er doch, wie milde dann fast immer bei der Versetzung verfahren wird! Aber er weiß auch davon nichts; er entwirft sich ein Phantastiebild des deutschen Gymnasiallehrers, und dem wirft er dann alle möglichen bösen Dinge vor.

Was endlich das arme Notizbuch betrifft, das den Zorn des Verfassers in ganz besonderm Grade erregt zu haben scheint, so ist es doch für jeden Einsichtigen selbstverständlich, daß, wenn ein Vater kommt, um sich nach seinem Sohne zu er-

kundigen, der gewissenhafte Lehrer, obwohl er natürlich auch so ein Urteil über den betreffenden Schüler hat, doch sein Notizbuch befragt, um genauen Bescheid geben zu können. Denn er kann doch unmöglich, besonders bei überfüllten Klassen, immer genau im Kopfe haben, wie die schriftlichen Arbeiten des Schülers ausgefallen sind, wie er gewöhnlich übersetzt und was er sonst geleistet hat. Das alles aber ist doch bei der Frage der Versetzung, nach der sich der Vater erkundigen will, mit ins Auge zu fassen. Ist es nicht komisch, daß selbst solche Dinge dem Lehrer zum Vorwurf gemacht werden?

Freilich, es ist eine sehr dankbare Aufgabe, gegen die armen „Gymnasialphilologen“ loszuziehen, das liebe Publikum hält natürlich alles für bare Münze. Jeder hat mit dem oder jenem Lehrer irgend einmal eine trübe Erfahrung gemacht, und das Unrecht war dabei natürlich stets allein auf der Seite des Lehrers; der Herr Sohn hat es ja selbst so erzählt!

Man wolle mir verzeihen, daß ich warm geworden bin. Aber so kränkende Vorwürfe, wie sie jener Aussatz wieder erhoben hat, Vorwürfe, die, wie ich gern zugeben will, nicht auf Böswilligkeit, aber sicher auf vollständiger Unkenntnis der Verhältnisse beruhen und doch überall Zustimmung finden, müssen mit Entschiedenheit zurückgewiesen werden.

R E



Litteratur

Geschichtsel. Mißverstandenes und Mißverständliches aus der Geschichte, gesammelt und erklärt von Dr. Simon Widmann. Paderborn, Schöningh

Das Wort Geschichtsel ist wie so mancher bezeichnende Ausdruck eine Erfindung Fr. L. Zahn's, und bedeutete ihm „Dichtgeschichten und Falschgeschichten,“ also Erdichtetes und Verfälschtes. Welchen Ballast von falschen Nachrichten die Weltgeschichte von altersher mitschleppt, und wie der Tag die von der Forschung gerissenen Lücken in solcher Schwärzware immer aufs neue ausfüllt, ist bekannt, aber ein Katalog fehlte bisher. Der Versuch, ein recht eigentlich schwarzes Buch der Geschichtschreibung anzulegen, muß daher als sehr löblich bezeichnet werden. Daß es nicht auf den ersten Wurf ganz vollständig ausfallen konnte, ist selbstverständlich, und der Verfasser täuscht sich darüber nicht, bittet vielmehr um „Winke, Berichtigungen, Beiträge.“ Er hat den Begriff weit gefaßt. Neben absichtlichen Erfindungen und Entstellungen berücksichtigt er die vielen etymologischen Kunststücke, die ohne rechte Kenntnis der Sprachen, der Geschichte, der Sitten, oft nur um einer vorgefaßten Meinung, einer Lieblingsphantasie zu schmeicheln, ausgeführt worden sind, die Schöpfungen der Sage, die allmählichen Veränderungen, die ein Wort im Volksmunde erfährt, und die zu einem ganz andern, als dem ursprünglichen Sinne führen, die unrichtigen Vorstellungen, die sich an Bezeichnungen aus fremden Sprachen knüpfen u. s. w. Auch den „Sezerkobold“ klagt er an, und der rächt sich sofort auf derselben Seite (19), indem er das „Münchener Kindl,“ das bekanntlich ein Mönch ist, „ein (anstatt »im«) Münchener Stadtwappen“ halten läßt, und bei Erwähnung des Frankfurter Doms das Hauptwort verschluckt. Was werden aber die Freisinnigen dazu sagen, daß Seite 205 „deutsche Junft (statt Jucht) und Sitte“ in Gegensatz zu „französischer Unzucht und Unsitte“ gebracht ist?